Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

Band: 104 (1992)

Artikel: Heinrich Zschokke : einst und heute

Autor: Vischer, Eduard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-10106

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heinrich Zschokke – einst und heute

Von Eduard Vischer

Kann wohl ein Aarauer auf Anhieb das monumentalste Denkmal nennen, das die Stadt aufweist? Nennt er das Schützendenkmal auf dem Bahnhofplatz? oder etwa das General-Herzog-Denkmal an der Fassade der alten Kaserne, bei dessen Einweihung der Schreibende als Kadett dabei war? Denn das Zschokke-Denkmal auf dem baumbestandenen Platze zwischen der Kasinostrasse und dem Saalbau gehört seit Jahrzehnten derart zum Stadtbild, dass mancher es noch gar nie näher betrachtet haben wird. Und doch trägt es den Namen, den wir über unsern Aufsatz gesetzt haben. Wer aber war dieser Heinrich Zschokke, ein Mann mit fremdtönendem Namen, der in Aarau ein Denkmal bekommen hat? Vielleicht erinnert sich ein ehemaliger oder gar ein gegenwärtiger Gymnasiast daran, dass sich neben Heinrich von Kleist u.a. auch Heinrich Zschokke am Thema des «Zerbrochenen Kruges» versucht hat (S. 205). Aber das ist eine kleine Episode in seinem langen Leben, und nicht einmal eine erfolgreiche, während Kleist in seinem kurzen Leben Dichterruhm geerntet und behalten hat. Heinrich Zschokke hat sehr viel mehr geschrieben und alles mögliche andere getrieben, und doch dürfte er sowohl in seiner Geburtsstadt Magdeburg, deren Ehrenbürgerrecht dem fruchtbaren und einst vielgelesenen Schriftsteller verliehen worden ist, als auch in seiner Wahlheimat Aarau so ziemlich vergessen sein. Ganz vergessen allerdings wird ein solcher Mann, der so vielen Sätteln gerecht geworden ist, natürlich nicht. Doktoranden schreiben über ihn ihre Dissertationen, und auch die Verfasser von Schweizergeschichten, die mit der Helvetik einsetzen, kommen um seinen Namen nicht herum. Er hat aber auch selbst für sein Gedächtnis gesorgt, indem er eine dickleibige *Selbstschau** geschrieben hat, die bei Sauerländer in Aarau 1842 erschienen ist. Sie steht seit Jahrzehnten auf meinem Bücherschaft – ungelesen, hat also ihr Ziel nicht so ganz erreicht. Aber der Pensionierte hat sie jetzt endlich in die Hand genommen und in einem Zuge durchgelesen. Er erzählte das beiläufig einem aargauischen Vetter. Dieser meinte spontan, Zschokke sei ein blosser Name für viele heute im aktiven Alter stehende Aargauer, und von dem ersten aargauischen Träger des Namens ihnen einmal wieder zu erzählen, wäre ein Verdienst.

Heinrich Zschokke wurde 1771 in Magdeburg geboren. Vater und Mutter starben früh. Er erlebte keine frohe Kindheit, zumal schon früh ernste Zweifel an dem, was für die meisten undiskutierte Wahrheit war, sein Herz erfüllten. Mit 17 Jahren war ihm auch das Gymnasium, das er besuchte, vollständig verleidet. Er wollte gleich an

* Heinrich Zschokke. Eine Selbstschau. Erster Theil: Das Schicksal und der Mensch; Zweiter Theil: Welt- und Gott-Anschauung. – Aarau: Verlag Heinrich Remigius Sauerländer; 1842. – Ich habe vorwiegend den ersten Teil berücksichtigt, und von diesem lege ich eine lesbare Zusammenfassung vor; vom zweiten Teil nur das letzte Kapitel.

die Universität abgehen. Das wäre damals wohl möglich gewesen. Aber der Vormund erhob Einspruch, wohl, weil er es nicht verantworten konnte, einen ihm anvertrauten Menschen so jung an einen fremden Studienort abgehen zu lassen (S. 27). Aber in die Schule kehrte er doch nicht mehr zurück, vielmehr zog er Wege, die der Vormund gewiss nie gebilligt hätte, hätte er davon Kenntnis erhalten. Er zog nämlich mit einer Theatergruppe im Lande umher (S. 36 ff.). Er spielte selbst, schrieb aber auch das eine und andere Stück. Abällino, ein Stück, das von einem Banditen handelte, wurde gar gedruckt und auf zahllosen Bühnen aufgeführt. Aber rechtzeitig verliess er dieses Wanderleben und schrieb sich mit 19 Jahren an der (seither aufgehobenen) Universität Frankfurt an der Oder ein und machte nach zwei Jahren sowohl das theologische Schlussexamen als auch dasjenige der Philosophie (Dr. philosophiae et magister artium liberalium). Kurze Zeit war er Pfarrvikar, bald aber wurde er Privatdozent der Philosophie (S. 52 ff.), aber eine Professur war nicht so bald für ihn frei, und als ihm sechs Jahre später, im Jahre 1798, ein Extraordinariat angeboten wurde, lehnte er es ab, weil er schon ganz in die Obliegenheiten in seinem Wahlvaterlande verflochten war (S. 88).

Wanderjahre

Er meinte, vielleicht sei er zum bildenden Künstler berufen. Doch zuerst wollte er mit einem Teil des väterlichen Vermögens eine grosse Reise durch halb Deutschland, die Schweiz und Frankreich machen, zum grössten Teil zu Fuss (S. 56). Durch den Bodensee mit seiner Alpenaussicht wurde er überwältigt. Und nun kam erst noch der Rheinfall! (S. 58). Er kam bis in die Inneren Orte und hielt sich den Winter 1795/6 über in Zürich und Bern auf. Dann ging er nach Paris, wo unterdes die Schrekkensstadien der Revolution bereits vorüber waren. Doch sah er kaum einen, der sich aktiv an der Umwälzung beteiligt hätte. Dagegen begegnete er einem merkwürdigen Landsmann, dem schlesischen Grafen von Schlabrendorf (S. 71). Ein Sonderling vielleicht, sicher ein einsamer und gütiger Mensch, von dem sich Zschokke lebenslang geistig begleitet wusste. Als künftiger Künstler meinte er, er müsse nun den Weg nach Rom einschlagen, indessen wandte er sich zuerst nochmals nach der Schweiz (S. 74).

Reichenau

Er wanderte reussaufwärts. In Andermatt angekommen, schlug er den Weg über den Oberalppass nach Chur ein. Zwischen Oberalp und Disentis schien ihm, in eine Urwelt versetzt zu sein: Wildeste Natur, dazu ein Menschenschlag, von dessen Gespräch kein Wort zu verstehen war. Er hielt ihn für einen Überrest des urzeitlichen Volks der Galen (S. 77). Dabei waren es einfach Menschen, die das Romanische ihrer Region sprachen. Dessen wurde er aber nicht inne – hier ist eine Stelle, an der ein kommentierendes Wort des Berichterstatters am Platze ist. Bei einem riesengrossen, halbnackten Manne fand er ein Unterkommen. Der hatte aus fremden Diensten

ein paar Worte Französisch mitgebracht, so dass einige Verständigung möglich war. Doch bald drängte es ihn weiter, der wilden Natur trotzend marschierte er bis Chur. Denn dorthin hatte er von Bern her, wo er längere Zeit in schwerem Wechselfieber gelegen hatte, bei dem ihm der Arzt Rengger, dem er nach wenigen Jahren wieder begegnen sollte, lange nicht helfen konnte, bis ihn die Emotion durch eine seltsame nächtliche Erscheinung davon völlig befreite, sein Reisegepäck schicken lassen, mit dem er über den Splügen nach Florenz zu reisen gedachte. Jetzt gab es alle möglichen Schritte zu tun, seines Gepäcks endlich Herr zu werden. In der Wartezeit suchte er einzelne Herren der Stadt auf, den Lyriker Johann Gaudenz von Salis (der Name war ihm von der Lektüre her bekannt), so den Herrn Nesemann, der aus der Gegend seines Geburtsortes Magdeburg her kam, der am Philanthropin in Haldenstein gewirkt hatte und jetzt schon in vorgerücktem Alter stehend, sich stillen Studien hingegeben hatte (S. 78). Vielleicht war es die ähnliche Herkunft, die beide Vertrauen fassen liess. Er erfuhr, dass wie jenes Philanthropin nur wenige Jahre existiert hatte, auch das «Seminar» in Reichenau vor dem Zusammenbruch stehe, es zähle nur noch 15 Schüler und fünf Lehrer. Da sich in den Gesprächen auch ihre pädagogischen Ansichten als sehr ähnlich erwiesen, kam Nesemann auf den Gedanken, in Zschokke den Retter von Reichenau zu sehen. Er besuchte nun den Standespräsidenten Johann Baptista von Tscharner, der zur Erholung in Jenins weilte, und dieser zeigte sich willens, dem unbekannten jungen Manne das Seminar zu überlassen und Häuser und Güter zu verpachten. Hier zeigte Zschokke seinen Realitätssinn. Er war der Sache nur geneigt, wenn auch Tscharner an einem allfälligen Verlust teilzuhaben verspreche. Tscharner war von der Partei der Planta und Bavier. Es war also wichtig, auch die Geneigtheit der mächtigen Gegenpartei, der von Salis, landauf und ab sich zu erwerben. Mehrere Besuche erwiesen, dass diese Geneigtheit leicht zu gewinnen war, wenn nur J.B.v.Tscharner in Reichenau nicht mehr allmächtig war. Denn es kam ihnen wohlfeiler zu stehen, ihre Söhne im «Seminar» schulen zu lassen als für jedes Salis-Haus einen Privatlehrer anstellen zu müssen (S. 81).

So führte die ihm aufgedrungene Wartezeit zu einer gänzlichen Veränderung seiner Bestimmung. Die Künstlerpläne zerrannen. Statt Florenz wurde Reichenau zu Heimat und fruchtbarem Wirkungsfeld, wo er nicht nur Verwaltungsgeschäfte zu besorgen, sondern auch zu unterrichten hatte und dafür neben der Direktionsentschädigung auch noch eine Lehrerbesoldung bekam. Ab und zu vertrat er auch Pfarrer von Bavier auf seiner Kanzel in der Churer Martinskirche, die letzte seiner Lebensepochen, in der sein theologisches Studium praktisch zur Geltung kam (S. 85).

«Die Hand eines fahrlässigen Spediteurs hatte, ihm unbewusst, die Schicksalswürfel über mein Leben geworfen. Fahre wohl nun, dacht' ich, Florenz und Rom, Palett und Pinsel!» (S. 81). «Und mit wahrer Begeisterung betrat ich fortan die glanzlose Dornenbahn des Schulmanns, die mir von jeher ehrwürdige, auf welcher bessere Zeitalter der Menschheit vorbereitet werden» (S. 82).

Wenn in irgendeinem Kapitel, so finden sich in dem der Reichenau gewidmeten manche wirkliche Weisheiten.

Zschokke scheute auch keine Mühe, eine kleine Geschichte der drei Bünde in hohen Rätien zu schreiben, die mehrere Auflagen erlebte und auch ins Italienische und Französische übersetzt wurde. Auch das sehr vernachlässigte Volksschulwesen lag ihm am Herzen. Er liess für diese ein Elementarbüchlein mit Religion – diesen ersten Teil legte er den Dekanen zur Prüfung und Billigung vor –, Moral, Weltkunde und Vaterlandskunde auf eigene Kosten drucken; es sollte weite Verbreitung finden und wenigstens einen Anfang bilden (S. 87).

Das Wirken des Fremden wurde anerkannt und mit dem Ehrenbürgerrecht der drei Bünde belohnt.

Im Dienste der Helvetischen Republik

Im Herbst 1796 unterschrieb Zschokke den Pachtvertrag über Reichenau; ein Geheimartikel sah vor, dass wie Zschokke so auch Tscharner an Gewinn und Verlust der Erziehungsanstalt beteiligt sein würden (S. 81). Alles liess sich, wie wir bereits gesehen haben, gut an. Nach einem Jahre war die Zahl der Schüler von 15 auf 70 gestiegen. Ein weiteres halbes Jahr später aber war kein einziger mehr vorhanden. Im März 1798 hatten bekanntlich die Franzosen den grösseren Teil der Schweiz besetzt; im April wurde die Helvetische Verfassung bekannt, die auch die drei rätischen Bünde als einen Kanton der Helvetischen Republik aufführte, obwohl diese Region noch gar nicht besetzt war. In Graubünden herrschte schroffe Diskrepanz zwischen Patrioten und Aristokraten. Die Patrioten wollten sich der Helvetischen Republik anschliessen, aber erst nach Herstellung des allgemeinen Friedens, während die aristokratische Partei das auf keinen Fall wollte, sondern ganz auf die Karte Österreichs setzte (S. 93). Beider Mächte Gesandte waren noch im Lande anwesend, der französische in Reichenau, der österreichische in Chur. Aber die Parteihäupter hatten bei ihren Beschlüssen nicht mit dem in den einzelnen Dörfern souveränen Volke gerechnet. Ein von Zschokke verfasstes, im patriotischen Sinne verfasstes Manifest, dem weiteste Verbreitung gegeben wurde, wurde in den Dörfern fast einmütig abgelehnt (S. 95). Auf Zschokke wurde wie auf einen Geächteten Jagd gemacht. Auf einem Flosse floh er im August rheinabwärts. In Ragaz war er ausserhalb der Bünde und ihrer Nachstellungen. Ragaz war geradezu ein Standort bündnerischer Emigranten. Sehr viele bekannte Gesichter sah er dort (S. 102).

Sicherlich hat Tscharner, der als Bundespräsident als Repräsentant der aristokratischen Partei gegolten hatte, in diesem Augenblick nicht die Partei gewechselt, aber in der jetzt allbeherrschenden Frage des Anschlusses an die Helvetische Republik oder des Vertrauens auf die österreichischen Nachbarn neigte er mit Entschiedenheit zu der ersten Möglichkeit. Damit war der eben noch beherrschende Mann in Bünden zum Vertreter einer kleinen Minderheit der bündnerischen Bevölkerung geworden. Er legte das Bundespräsidium nieder und begab sich nach Ragaz, wo schon eine grössere Zahl seiner Gesinnungsgenossen auf bessere Zeiten wartete. Aber langes Warten war nicht J.B. von Tscharners Sache. Er glaubte, einzig über Aarau, d.h. über

die Zentrale der Helvetischen Republik, könne etwas für die Ausgewanderten wie für die im Lande verbliebenen Gesinnungsgenossen getan werden. Sicherheit ihres Lebens und ihres Eigentums sollte erwirkt werden. Tscharner suchte nach einem Gesinnungsgenossen, der ihn begleite, fand aber keinen. Da traf Zschokke in Ragaz ein (S. 103). Binnen weniger Tage reisten die beiden ab, über Walen- und Zürichsee dann in einem Gefährt Aarau zu. «Die Lage dieser vormaligen bernischen Municipalstadt, im Mittelpunkt der gesamten Bevölkerung der Schweiz, desgleichen der Freisinn ihrer Bürgerschaft, hatte ihr die Ehre zugewandt, Sitz der höchsten Gewalten Helvetiens zu werden. Die landschaftlichen Umgebungen gehören zu den anmutigsten und fruchtbarsten. Der goldführende Aarestrom schweift mit jugendlicher Unbändigkeit durch ein wechselreiches und weites Thalgelände, das mit Dörfern, Städten und Schlössern überstreut, nordwärts vom Juragebirg, südwärts von Hügeln umarmt wird, die über einander, bis zu den Eisbergen am fernen Himmel emporstufen. Die kleine Stadt wimmelte in diesem Augenblick von zahllosen Beamten, Deputationen, französischen Commissarien, Generalen, Soldaten und Offizieren» (S. 105).

Vom Direktorium wurden die Bündner Herren wohlwollend empfangen. Ihr Anliegen aber war unerfüllbar, wenigstens in jenem Momente, als an der Grenze ein Dutzend österreichischer Bataillone zur Besetzung Bündens bereitstanden. Da zog es Tscharner unwiderstehlich heim. Seine Mission war im Auftrag der bündnerischen Behörden unternommen worden. Tscharner war glücklich, seine Beglaubigungen zurückgeben und wieder als freier Mensch leben zu können.

Zschokke aber blieb als sein Vertreter zurück (S. 106). Er war in den Bünden jetzt sozusagen verfemt, sein Ehrenbürgerrecht aufgehoben. In Aarau aber war er auf dessen Grund als Schweizer anerkannt worden. Der Minister Philipp Albert Stapfer aber ahnte, dass es der unbesoldete junge Mann nicht lange so aushalten könne, und sann für ihn einen Posten in seinem Geschäftsbereiche aus, ein Bureau d'esprit public, wie es in Paris geschaffen worden war, nur dass der schweizerische Name dafür noch nicht formuliert war (S. 116).

Pestalozzi, der berühmte, hatte im Auftrag des Direktoriums ein Volksblatt geschrieben, nicht in dem Ton, den das Volk verstand. Dazu fehlte diesem Volksblatt Glaube und Vertrauen, da es auf Kosten der Regierung erschien und den Beamten unentgeltlich zuhanden derer, für die es bestimmt war, zugesandt wurde. Pestalozzi bat Zschokke um seine Mitarbeit. Er lehnte sie ab. Da hatten die beiden eine Unterredung. Zschokke übte Kritik an Pestalozzis offiziöser Publizistik. Und zur guten Stunde fiel ihm der Name ein, unter dem es hinaussegeln sollte. Aus dem Stegreif formulierte er den wirksamen Titel eines solchen Volksblattes: «Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen, und was ausserdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun.» Pestalozzi, anfangs etwas empfindlich, lachte bald und meinte, er solle den Versuch machen. Und er tat es (S. 119). Der Schweizerbote überdauerte gar die Helvetik und wurde durch Jahrzehnte die volkstümliche aargauische

Zeitung. Zschokke hatte schon etwas früher eine literarische Gesellschaft in Luzern gegründet, die aber nicht etwa einen esoterischen Charakter haben sollte, sondern durch Rat und Tat, auch durch Preisfragen, Handwerk und Landwirtschaft alle möglichen Anregungen vermitteln sollte. Präsident war Paul Usteri, Zschokke Aktuar (S. 118).

Bald sollten ihm im Dienste der Helvetischen Republik noch höhere Aufgaben zuteil werden, und es sollte sich wirklich zeigen, dass auch «ein sogenannter Weltmann, bei all seinen Künsten, noch ehrlicher Mann bleiben könne; und dass das Geschäft des schlausinnigen, politischen Unterhändlers kaum schwieriger, als das eines tüchtigen Jugendbildners sey» (S. 107).

Stapfer muss in dem gescheiten Redaktor des «Schweizerboten» den Praktiker herausgespürt haben. Jedenfalls verwendete ihn das Direktorium in der Folge für mehrere heikle Missionen, die er mit – mindestens momentanem – Erfolg absolvierte. Er war Regierungskommissär in Stans, Schwyz und in den Kantonen Lugano und Bellinzona, dann wurde er im Herbst 1800 Regierungsstatthalter in Basel. In der seit Jahrhunderten bedeutenden freien Stadt am Rhein war man erst etwas ärgerlich darüber, dass ihr das Direktorium einen Nichtbasler als ihren Statthalter geschickt hatte. Recht bald aber stellte man sich auf sehr guten Fuss mit ihm und eilte ans Fenster, wenn man hörte, er nahe sich hoch zu Ross (S. 198, 219). Ein Sohn Zschokkes liess sich später in Basel nieder und begründete den Basler Zweig des Geschlechts.

Nur eine Frage berührt er in diesem Zusammenhang in der «Selbstschau» nie, nämlich, wie er, der geborene Magdeburger, sich mit den nur Dialekt sprechenden Nidwaldnern und Baslern oder gar im Tessin verständigt hat. Man kann sich vorstellen, dass der geistig überaus bewegliche Mann sich rasch in eine Mundart mit all ihren Eigentümlichkeiten, selbst in die niederalemannische von Basel hineingefühlt hat und dass er sich sogar eine Sprache wie das Italienische in allerkürzester Zeit zu eigen gemacht hat, weil ihre Kenntnis eine Lebensbedingung seiner aktuellen Existenz war.

Wie gut es ihm in Aarau und seiner Umgebung gefiel, haben wir durch ein längeres Zitat belegt. Wieso er aber gerade hier sein Lebenszelt aufschlug, geht aus der «Selbstschau» nicht klar hervor. Die fricktalische Gemeinde Ueken schenkte ihm ihr Bürgerrecht, obwohl er das Dorf gar nie bewohnt hat (S. 224) – ähnlich wie ein Ehrenbürger von Wohlenschwil, I.P.V. Troxler (1780–1866), nie dort wohnhaft war. Aber aufgrund eines Ortsbürgerrechtes konnte dann die Kantonsregierung viel leichter das Kantonsbürgerrecht erteilen, und damit war man auch Schweizer. Schweizer zu werden, ist seit dem Wohlgemuth-Handel immer mehr erschwert worden. Der damalige Aargau aber legte gewiss geradezu Wert darauf, bedeutende Ausländer bei sich einzubürgern, da so sein geistiges Leben erstarkte und der Kanton leistungsfähiger wurde.

Es muss ein Zusammentreffen von günstigen Umständen gewesen sein, dass sich Zschokke gerade im Aargau niedergelassen hat. Was aber konnte der Privatdozent der Philosophie mit seinen Frankfurter Studien dort anfangen? Abgesehen von dem

kurzlebigen «Lehrverein», an dem Zschokke doch nicht allein tätig war, wie er uns in der «Selbstschau» fast glauben lässt (S. 257), eigentlich nicht viel. Die Regierung des jungen Kantons zog sich aus der Affäre, indem sie ihn zum «Forst-und Bergrat» machte, und der wendige junge Mann – er zählte jetzt gerade 30 Jahre – arbeitete sich auch in diese Fächer aufs leichteste ein und konnte schon binnen Jahresfrist den Gemeindeförstern ein Zirkular über gute Waldpflege zustellen (S. 226). Das Jahresgehalt betrug 1200 Gulden, wohl rund viermal so viel, wie ein Arbeiter verdiente. Für den Ledigen war es viel, für den akademisch Gebildeten mit seinen neun Kindern, die das Mannesalter erreichten, nicht eben reichlich. Und die vielen andern Ämtlein und Präsidien, die man ihm auflud, um nicht zu sagen, mit denen man ihn beehrte, trugen nichts ein, wohl aber der «Schweizerbote», lange die einzige, oder doch die Hauptzeitung des jungen Kantons. Dazu redigierte er zwei, wenn nicht gar drei Zeitschriften, die er z.T. mit eigenen Aufsätzen füllte, und dazu ein bändereiches Œuvre, von dessen Absatz sicher der Autor geradezu leben konnte, während heute die Zeitschriften grosse Ausnahmen darstellen, die überhaupt ein Honorar zahlen; und von seinen Büchern hat nur der Erfolgsautor etwas. Mit seinem «Freihof in Aarau» und vielen andern Romanen wollte er einfach eine gute Unterhaltung bieten, mit andern («Goldmacherdorf», «Branntweinpest») das Volk auch moralisch heben (S. 286).

Blumenhalde

Dieses Œuvre nahm seinen Anfang im Schloss Biberstein an der Aare, von dem er ein Stockwerk hatte mieten können, und wurde fortgesetzt seit 1817/18 in der Blumenhalde, einem Landgut, das der Stadt Aarau gegenüber am linken Aareufer, etwas erhöht gelegen war. Er hatte die Pläne zu diesem Hause selbst ausgearbeitet (S. 271 f.). Von hier aus schritt er zu seinen Vorträgen im «Lehrverein», von hier aus förderte er die zahlreichen gemeinnützigen Institutionen, von hier aus besuchte er die Sitzungen des Grossen Rates. Auch die Namen aus aller Welt nennt er in der «Selbstschau» (S. 277 ff.), deren Träger ihn auf der Blumenhalde besuchten.

Schon in Biberstein hatte er Nanny Nüsperli, die Pfarrerstochter von Kirchberg, geheiratet. Die romantische Liebesgeschichte, die ihm seine Gattin zuführte, kann in unsere Zusammenfassung nicht Eingang finden, nur gerade ein Hinweis ist möglich (S. 219 f., 230 f.). 12 Söhne und eine Tochter, die Frau Nanny ihrem Mann schenkte, fanden in der Blumenhalde ihre Jugendheimat. Nicht den geringsten Reiz weist die «Selbstschau» in der Schilderung des Familienlebens auf, das sich hier abspielte (S. 305 ff.). Zschokke unterrichtete seine Kinder selbst, ohne sie in eine Schule zu schicken, wenn nötig, bis zur Hochschulreife. Alljährlich schickte er sie auch mit kargem Taschengeld auf eine mehrtägige Schweizerreise, die zur eigenen Kenntnis ihres schweizerischen Vaterlandes, insbesondere auch des Pflanzenlebens, wie zu körperlicher Abhärtung führen sollte.

Aber auch von Krankheit und Tod wurde die grosse Familie nicht verschont, und es ist besonders schön, wie der Selbstschauer davon zu erzählen weiss (S. 297): «Ich weine; es bluten all meine süssen Gewohnheiten; – doch bin ich im Innersten still. Mein Geist hängt am Vater des Weltalls. Mir ist wohl! Meine Verstorbnen sind von mir noch ungetrennt. Der Tod ist etwas Festliches, Grosses, wie Alles, was von Gott her erscheint. – Der Tod meiner Kinder heiliget mich; reisst mich immermehr vom Gaukelspiel des Irdischen ab, dem Göttlichen zu; läutert meine Gefühle, meine Gedanken. ... Tröste uns nicht», schreibt er einem Freunde, «wir weinen, weil wir Kinder des Staubes sind; aber sind geistig beruhigt und heiter, weil wir wissen, wem wir, und die Unsrigen, angehören.»

Manches scheint noch notierenswert. Wir begnügen uns mit wenigem. Von seinem zweiten Gesicht darf jedenfalls nicht geschwiegen werden, zumal er an mehreren Stellen darauf zurückkommt (S. 273 ff.). Er konnte eines Menschen Geschicke erraten, wenn er ihm ins Auge sah.

In einem Wirtshaus in Waldshut, wo er von einer forstlichen Besichtigung müde eingekehrt war, wurde über die Schweizer gespottet, wegen Mesmer und Lavater. Einem jungen Manne sah er ins Gesicht und fragte ihn, ob er das Geheimste, was er ihn fragen würde, beantworten würde. Er bejahte. «So erzählt' ich, was mir mein Traumgesicht gegeben, und die ganze Tischgesellschaft erfuhr die Geschichte des jungen Kaufmanns, seiner Lehrjahre, seiner kleinen Verirrungen, endlich auch eine von ihm begangene kleine Sünde an der Kasse seines Prinzipals. Ich beschrieb ihm dabei das unbewohnte Zimmer, mit geweissten Wänden, wo, rechts der braunen Thür, auf einem Tische, der schwarze Geldschrank gestanden u.s.w. Es herrschte Todtenstille in der Gesellschaft bei der Erzählung, die ich nur zuweilen mit einer Frage unterbrach, ob ich Wahrheit rede? Jeden Umstand bestätigte der Schwerbetroffene, sogar, was ich nicht erwarten konnte, den letzten. Da reicht' ich ihm, gerührt von seiner Aufrichtigkeit, freundlich die Hand überm Tisch und endete. Er verlangte nachher meinen Namen. Ich gab ihn. Wir blieben plaudernd bis Mitternacht beisammen» (S. 275).

Zschokke berichtet auch, dass ihm Magdeburg das Ehrenbürgerrecht verliehen (S. 304), dass er aber anderswo in Deutschland, namentlich in Berlin, «als revolutionssüchtiger Aufklärer, Feind der Religion und bürgerlichen Ordnungen» gelte (S.290). Victor Cousin war, wie er verlauten liess, in seinen Berliner Polizeiverhören gefragt worden, ob er mit Zschokke, Paul Usteri und Fellenberg in Verbindung stehe; ohne diplomatische Mission solle keiner von diesen nach Berlin gehen.

Dass Zschokke sich etwa einmal in seinen Worten gehen und Worte fallen liess, die ihn als gefährlichen Gesellen erscheinen liessen, daran ist kein Zweifel. Deshalb mag auch die «Selbstschau» geradezu nötig gewesen sein.

Zschokke berichtet im Zusammenhang mit seinem Studienabschluss, gleichen Tages sei er dem Freimaurerorden beigetreten (S. 47). Das hatte im 18. Jh. sehr wenig zu bedeuten. Aber schon das Ritual stiess ihn ab, und bis zu seiner Aarauer Zeit war er nie bei einer Zusammenkunft. Damals kam er mit Maurern in Verbin-

dung und machte sogar eine Reise mit ihnen, und es scheint fast sicher, dass er um 1820 herum wieder Maurer geworden sei (S. 249 ff.). Dass er zu den Mitgründern der Gesellschaft für vaterländische Kultur (Kulturgesellschaft) gehörte (S. 255 ff.), dürfte eher dafür sprechen.

Späte Jahre

Mit sechzig Jahren wollte sich Zschokke in das beschauliche Alter zurückziehen. Aber gerade in seinem 59. Jahre (1830/31) war er Vizepräsident eines aargauischen Verfassungsrates, wurde unter der neuen Verfassung neuerdings zum Mitglied des Grossen Rates gewählt (S. 326 ff.), spielte dort in den allerersten Jahren eine eher gemässigte Rolle, schwenkte aber recht bald in die Reihe der Radikalen ein, die gegen die «Klerisei», gegen die Klöster in allervorderster Linie kämpften (S. 335 ff., 339 ff.). In den 30er Jahren war er dreimal Tagsatzungsgesandter. In seinen letzten Jahren erlebte er eben noch Sonderbundskrieg und Schaffung des Bundesstaates. – Aber die «Selbstschau» ist ja schon 1842, kurz nach seinem 70. Geburtstag, erschienen.

Hier mag der Ort sein anzumerken, dass die Schlusskapitel seines Lebensbuches den wirklichen historischen Zusammenhängen stellenweise nicht gerecht werden. Hier hat historische Forschung aus langer zeitlicher Distanz (Ernst Koller, Otto Mittler, Heinrich Staehelin, der Schreibende u.a.) das wahre Bild der Dinge wieder gewinnen können.

In der Selbstschau (I, S. 240 ff.) bekennt Zschokke auch, dass er die «Stunden der Andacht» *allein* geschrieben hat, ein Werk, das bis heute im Römischen Index angeführt ist.

Es sollte in der Hauptsache das Leben Heinrich Zschokkes erzählt werden, wie er es selber im Rückblick gesehen hat. Von seiner Weltschau, seiner Philosophie und seinem Glauben ist im ersten Teil höchstens beiläufig die Rede, sehr ausführlich und gedankenvoll hingegen im zweiten Teil. Man darf sich gewiss – allerdings im Bewusstsein, über geistvolle Partien einfach hinweggegangen zu sein – auf das VIII. (= letzte) Kapitel «Gott» beschränken, in dessen Mitte sich ein Unterabschnitt über Christus findet (S. 309 ff.). Es ergibt sich, dass Zschokke ein aufgeklärter Christ war, für den weder Krankenheilungen noch Kreuz und Auferstehung Christi erwähnenswert sind; aber immerhin ein Christ, der sehr wohl in den damaligen Kanton Aargau passte, und selbst bis in das frühe 20. Jahrhundert hinein. Man muss ihn kennen, als solchen wie als Folie zu zwei in aargauischen Gemeinden wirkenden Pfarrern (Karl Barth in Safenwil und Eduard Thurneysen in Leutwil), die seit den Kriegsjahren ein ganz anderes Christentum bekannt haben.

Ausgaben und Literatur

Neuausgabe der Selbstschau (1. Teil) mit Kommentar, in: Schweizer Texte, hrsg. i.A. der Akademischen Gesellschaft schweizerischer Germanisten von A.M. Haas, K. Pestalozzi, W. Stauffacher, Band 2: *J.H. Zschokke*. Eine Selbstschau, bearb. von Rémy Charbon. – Bern 1977. – Der unveränderten Wiedergabe des Aarauer Drucktextes von 1842 sind rund 36 gleichformatige vervielfältigte Sachanmerkungen beigebunden.

Ältere Ausgaben der Selbstschau: seit 1842 bis 1907 sind 8 Auflagen bei Sauerländer in Aarau erschienen.

Erst in der Selbstschau ist der Schleier über die Autorschaft der «Stunden der Andacht» gelüftet. Zschokke ist der alleinige Autor. Mit Recht haben manche andere, die man in dem Zusammenhang genannt hat, jeglichen Anteil an Zschokkes Werk strikt bestritten.

Briefe

Joseph von Lassberg und Heinrich Zschokke. Drei Briefe, hrsg. von Eduard Vischer, in: Joseph von Lassberg. Mittler und Sammler. Aufsätze zu seinem 100. Todestag, hrsg. von Karl S. Bader. – Stuttgart 1955, S. 139–156.

Der Briefwechsel 1806–1848 zwischen Ignaz Heinrich von Wessenberg und Heinrich Zschokke (rund 85 Briefe), bearb. von Rudolf Herzog und Othmar Pfyl (Quellen zur Schweizer Geschichte. NF. Abt. 3; Bd. 10). – Hrsg. Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz. – Basel 1990. – In theologischer wie politischer Hinsicht hochinteressanter Briefwechsel, so, wenn etwa die Jesuiten als Urheber der Freischarenzüge gegen Luzern bezeichnet werden.

Ältere Literatur

Zelger, Franz. Die Annullierung des vom Fleckenrat von Beromünster an den Schriftsteller Dr. J.H.D. Zschokke erteilten Ehrenbürgerrechtes. – S.A. aus Nr. 7 der «Heimatkunde für das St. Michelsamt» vom 26.7.1930. – Münster 1930.

Schneiderreit, Max. Heinrich Zschokke. Seine Weltanschauung und Lebensweisheit (Sammlung «Weltanschauungen in gemeinverständlicher Darstellung»). – Berlin 1904.

Dissertationen

Böning, Holger. Heinrich Zschokke und sein aufrichtiger und wohlerfahrener Schweizerbote und die Volksaufklärung in der Schweiz. (Europäische Hochschulschriften III/193). – Diss. phil. Bremen. – Bern-Frankfurt a/M-New York 1983.

Günther, Carl. Heinrich Zschokkes Jugend- und Bildungsjahre (bis 1798). – Diss. phil. Zürich. – Aarau 1918.

Dietsch, Emil. Heinrich Zschokkes Rechts- und Staatsdenken (Zürcher Beiträge zur Rechtswissenschaft NF. 204). – Diss. rechts- und staatswiss. Zürich. – Aarau 1957.

Hartmann, Wilhelm. Heinrich Zschokkes Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christentums und häuslicher Gottesverehrung. – Diss. theol. Kiel. – Gütersloh 1932.

Licht, Josef. Der Humanitätsgedanke bei Heinrich Zschokke. – Diss. phil. Freiburg i.Br. 1951 (Masch.).

Prieger, Margarete. Heinrich Zschokkes Erzählkunst. – Diss. phil. München 1924 (Masch.).

Schaffroth, Paul. Heinrich Zschokke als Politiker und Publizist während der Restauration und Regeneration, in: Argovia 61 (1949), S. 5–203. – Diss. phil. Bern. 1950.

Zschokke, Rolf. Über Heinrich Zschokkes Geschichtsauffassung. – Diss. phil. Zürich. – Affoltern am Albis 1928.

Eine eigentliche Biographie ist noch nicht vorhanden; vgl. immerhin Carl Günthers Skizze in: Lebensbilder aus dem Aargau, Aarau 1953, S. 83–99.

Spezielles

Über den Forst- und Bergrat H. Zschokke:

Hauser, Albert. Heinrich Zschokkes Verdienste um die schweizerische Forstwirtschaft, in: Ders., Wald und Feld in der alten Schweiz. – Zürich-München 1972, S. 308–333.

Der Freimaurer

Wir sind geneigt, Z. als führenden Maurer anzusehen. Aber die Frankfurter Aufnahme in den Orden blieb praktisch ohne Folgen, die Aarauer Aufnahme in die dortige Loge war nicht problemlos. Jedenfalls trat Zschokke infolge eines Zerwürfnisses bald wieder aus, blieb aber allen maurerischen praktischen Bestrebungen mit Sympathie zugetan, war also z.B. an der Stiftung der Kulturgesellschaft beteiligt wie an derjenigen eines Heimes für Taubstumme. Vgl. Hans G. Bressler, Heinrich Zschokke als Freimaurer, in: Alpina 97 (1971), S. 103–107.